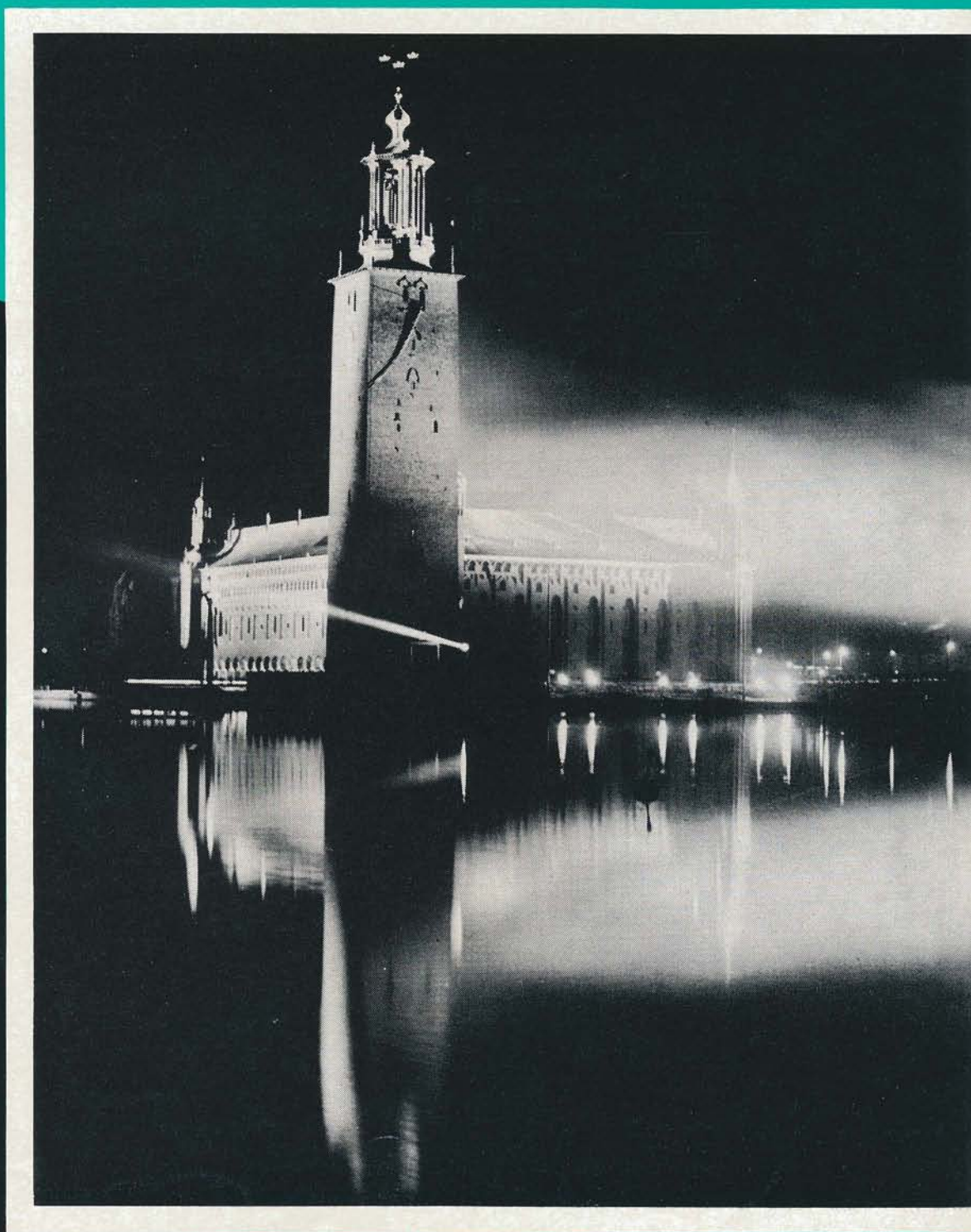


KLISCHOGRAPH

4

1956

MITTEILUNGEN DER FIRMA DR.-ING. RUDOLF HELL-KIEL



WIR BRINGEN IN DIESEM HEFT:		Seite
Karl Vöhringer	Die Revolution findet statt	1
Heinz Baumgarten	HELL auf der IPA	2
Ernst Michael Salzer	Schweden - Land der Sonnenanbeter	6
Hans H. Müller	Morgen, morgen - keine Zeit	9
Hans-Joachim Liebler	Nolarklischees - richtig gewaschen	12
Karl Hochstein	Der Weg zum richtigen Papiernegativ	15
Rudolf Weiß	Kieler Nachrichten	19
Hans H. Müller	Im Wandel der Zeiten	20
Werner Herzog	Ein modernes Märchen aus der Gasver-Dichtung	24

Unser Titelbild: Das am Mälarsee gelegene Stadthaus von Stockholm, ein Werk des schwedischen Architekten Ragnar Östberg, vollendet im Jahre 1923. Hier ruht unter schwerem steinernem Baldachin der Gründer Schwedens, Birger Jarls.

(Foto: Svenska Turisttrafikförbundet)

DIE REVOLUTION FINDET STATT

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung der Fachzeitschrift »Form und Technik« bringen wir hier einen Artikel aus der Feder von Karl Vöhringer zum Nachdruck, den wir unseren Lesern wegen seiner bemerkenswert klaren und offenen Stellungnahme zu einem aktuellen Problem nicht vorenthalten wollen. (Die Redaktion)

Es war nach einem Vortrag über das Dow-Ätzverfahren, jenem Ätzprozeß, der in längstens fünfzehn Minuten ein einwandfreies Strichklischee in Magnesium herzustellen vermag. Ein Teilnehmer meinte resigniert, die Fachleute des graphischen Gewerbes würden wohl die Maschinen stürmen, sobald sie sich der Entwicklung bewußt würden, die durch dieses Verfahren und die schon vorhandenen und noch zu erwartenden automatischen Geräte und Maschinen eingeleitet wird. Man spürte aus diesen Worten die Angst vor der Zukunft. Nun, wir leben in einem Zeitalter, das von der Technik regiert wird, wobei sich die Menschen bemühen, die Maschine zu beherrschen. Es ist also nicht zu erwarten, daß eines Tages die neuen Maschinen zertrümmert in den Betrieben liegen.

Die Entwicklung blieb nicht stehen. Was die DRUPA des Jahres 1954 und die IPEX des letzten Jahres andeuten, ist, wie der SALON TPG in Paris zeigte, vielfach bereits in das Stadium der praktischen Verwirklichung getreten. Die Setzerei der Zukunft wird neben den traditionellen Formen vom Montagetisch beherrscht werden, auf dem man Filme oder positive Papierabzüge der Photo-Setzmaschine zu Formen zusammenstellt, die anschließend in der Dow-Maschine geätzt werden. Die Voraussetzungen hierzu, wie einwandfreies Manuskript und vorbereiteter Entwurf, wurden nicht nur von der Betriebsleitung der ersten europäischen Druckerei mit Fotosetter, der Imprimerie Mame in Tours bestätigt, sondern ebenso von den Herstellern aller Fabrikate. Neben dem Intertype-Fotosetter und der Monophoto sah man erstmalig die in französisch-amerikanischer Gemeinschaftsarbeit hergestellte Lumitype der Ingenieure HIGONNET und MOYROD bei der Arbeit; die Linofilm war nicht ausgestellt. Über die Praxis der Lumitype in Amerika berichtete der Verleger des Quinzy Patriot Ledger auf einer Veranstaltung in der Ecole Estienne. Eine lebhafte Diskussion ließ das Interesse für die Probleme Lichtsetzmaschine - Dow-Ätzverfahren erkennen. Neu ist beim Dow-Ätzverfahren, daß Autotypen geätzt werden können.

Wie das Gesicht der Reproduktionsanstalten in Zukunft aussehen könnte, demonstrierten neben dem Dow-Ätzverfahren die Firmen HELL und FAIRCHILD. Beide haben ihre Geräte verbessert, Fairchild kann vergrößern und verkleinern, Hell geht dabei über das Negativpapierbild, kann zudem die Gradation verändern und graviert auch auf die üblichen Klischeemetalle, wodurch jedes Klischee manuell nachgearbeitet werden kann und eine Galvano- und Stereoherstellung möglich ist. Der Klischograph für einfarbige Autotypen und auch der Strichklischograph sind in der Praxis nicht unbekannt. Seit Anfang Juni dieses Jahres erscheint in Paris die Tageszeitung L'Aurore mit dreifarbigem, auf dem Farbklichographen gravierten Bildern.

Die Elektronik hat ihren Siegeszug angetreten. Mit ihrer Hilfe werden beispielsweise nicht nur Klischees graviert, Papierbahnen auf den Druckmaschinen auf Passer und Farbdichte kontrolliert, Lichtsetzmaschinen gesteuert und Bilder telegraphisch übermittelt, sondern in einem neuen Gerät der Firma HELL, dem Colorgraph, bereits Farbauszüge für den Tiefdruck korrigiert und damit die Arbeit des Retuscheurs weitgehend ausgeschaltet. Eine elektronisch gesteuerte Programmschnitteinrichtung an einer Papierschneidemaschine zeigt auch hier neue Wege.

Es wäre verantwortungslos, die zweifellos eintretenden sehr einschneidenden Veränderungen im Gefüge des graphischen Gewerbes durch diese hier nur ganz kurz skizzierten Fortschritte von Wissenschaft und Technik zu verschweigen. Diese wirklich revolutionäre Entwicklung gilt es zu beobachten und in die richtigen Bahnen zu lenken, damit wir sie beherrschen und nicht von ihr beherrscht werden. Dazu ist jedoch erforderlich, den Kopf nicht in den Sand zu stecken, sondern wach zu sein und bereit, selbst eine solche neue Tätigkeit auszuüben, denn es läßt sich nicht verschweigen: diese Revolution im graphischen Gewerbe findet statt.



HELL auf der



Leustig flattern die Fahnen von 16 Nationen im Wind, der über die waldigen Höhen des Ruhrtales herüberweht. Essen, das Herz des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, beherbergt in seinen Mauern die IPA, die Internationale Polizei Ausstellung. Sie will versuchen, ein möglichst lückenloses Bild über die vielseitigen Belange der modernen Polizei zu geben und die speziellen und spezifischen Aufgaben der vielen Zweige der Polizei, wie der Kriminal-, Grenz-, Wasserschutzpolizei u. a., erschöpfend darzustellen. Rund 16 000 qm Hallenfläche und 50 000 qm Freigelände stehen den Ordnungsorganen europäischer und außereuropäischer Staaten für ihre Demonstrationen zur Verfügung. Aus Übersee erschienen Peru, Brasilien, Indonesien und die USA. Sie vermitteln durch Bilder und Statistiken einen Überblick über die Polizei ihrer Länder. Trotz einiger Sprachschwierigkeiten verstehen sich der „Bobby“ aus London, der „Flic“ aus Paris und der „Wachtmeister“ aus Essen ganz ausgezeichnet. Die Sprache der Polizei scheint international wie die Verkehrsprobleme. Man sieht alte und neue Uniformen, man hört Musikkapellen der Franzosen, Österreicher und Deutschen bei Platzkonzerten. Ein buntes, schimmerndes Bild.

Hier soll nicht ausführlich von der Arbeit der Polizei in früheren Zeiten und von heute gesprochen werden, von veralteten und modernen Einbrecherwerkzeugen, von der Art Wilddiebe zu bekämpfen und zur Strecke zu bringen und von anderem mehr. Es würde den Rahmen dieses Kurzberichtes sprengen. Erwähnt sei jedoch der gute Einfall, für die Jugend und die Kleinen einen „Verkehrs-Kindergarten“ aufzubauen, in dem sie alle nach Herzenslust rollern, radeln und Kleinautos spazierenfahren können und sich so spielend die Verkehrsregeln selbst beibringen.

Stark ins Auge fallend ist die Tatsache, wie sich die Polizei den heutigen Stand der Technik zunutze macht. Alles ist vertreten: der Hubschrauber für den Einsatz bei Verkehrsstockungen, in Streifenwagen eingebaute Kameras, um Verkehrssünder auf frischer Tat bild-



IPA in Essen

dokumentarisch festzuhalten, kugelsichere Westen, Mikroskope für die Daktyloskopie, Schnellboote, Streifenwagen, Testgeräte zur Prüfung der Reaktion, Lügendetektoren, Blink- und Leuchtanlagen, Martinshörner und Sirenen.

Den größten Raum nehmen die Fernmeldetechnik und die modernen Geräte zur Nachrichtenübermittlung ein. Und wo von der Technik die Rede ist, darf der Name HELL nicht fehlen. So auch auf der IPA, wo das Haus HELL einen eigenen Stand hat und seine neuen und altbewährten Geräte zeigt: Chiffriermaschinen, Telebildgeräte, Morsegeber, Recorder und natürlich den Klischographen, auf dem laufend Klischees auf Nolar und Metallen graviert werden. Wie schon auf der TPG in Paris, ist auch hier in Essen das Interesse der Besucher für die Erzeugnisse des Hauses HELL sehr stark. Zeitweise herrscht ein solches Gedränge, daß man mit der Kamera nicht recht zum Schuß kommt. Das wirkt sich natürlich auf die Bildqualität aus. Aber eine Reportage ohne Bilder ist eben keine Reportage. Wir bringen sie also, obwohl sie viele Wünsche offen lassen.

Mitbestimmend für das gute Gelingen der IPA ist aber auch der besonders schöne optische Eindruck, den der Besucher durch das herrlich gelegene Gelände empfängt. Die Weite des Durchblicks in den sich anschließenden Gruga-Park ist zauberhaft. Besonders jetzt, wo das Auge sich in den satten und leuchtend starken Farben der blühenden Herbstblumen verliert. Weit spannt sich der Himmel über das Gewölbe von Platanen. Leise rieselnde Springbrunnen und Wasserbecken da und dort. Blumenterrassen und intim anmutende Einzelgärten im steten Wechsel mit Wald- und Wiesenfeldern. Kraniche stolzieren graziös einher. Exotische Pflanzen neben alpinen Kostbarkeiten, Heide- neben Bauergärten. Die Natur an einem Platz eingefangen, und in ihr wandert man zwanglos von Landschaft zu Landschaft. Essen ist wieder groß und schön geworden, es zeigt sich den Besuchern der IPA im Sonntagsgewande.

Heinz Baumgarten





Magnesiumklischee, 48er Raster, nicht nachgeätzt

Alte Dorfkirche in Genien bei Lübeck

(Foto: Selke)



Magnesiumklischee, 48er Raster, nicht nachgeätzt

Der Bauer und seine treuesten Helfer

(Foto : Hochstein)

Schweden - Land der Sonnenanbeter



Mit geschlossenen Augen und hingebungsvollen Mienen kauern die hübschen blonden Mädchen auf den Steintreppen der öffentlichen Gebäude, des Dramatischen Theaters, des Konzerthauses oder mitten im Verkehrsgewimmel vor dem Hauptbahnhof und lassen ihre ungeschminkten Wangen von der Sonne liebosen. Sie verzichten sogar auf die sonst so eifrig eingehaltenen Rendezvous in den Konditoreien, um in der kurzen Lunchpause ihren Sonnenhunger zu stillen. Diese fanatische Sehnsucht nach Licht und Sonne, die sich in der Verehrung des Sonnengottes bis in die Wikingertage zurück verfolgen läßt, prägt das Verhältnis des Schweden zur Natur. Es gibt lange, kalte und dunkle Winter, allzu kurze, aber umso intensiver lichtdurchdrungene Sommer. Der Übergang ist krass, es fehlt ein richtiger Frühling, und die Herbstnächte sind schon wieder vom scharfen Nachtfrost begleitet. Der schwedische Gärtner weiß, daß nur die Monate Juli und August sicher frostfrei sind, und doch kann sich Lappland stolz mit der gleichen Zahl jährlicher Sonnenstunden brüsten wie Nizza oder Barcelona, weil eben in diesen herrlichen Schwedensommern die Sonne täglich 24 Stunden lang über dem Horizont

steht. Blumen, Gemüse, Getreide und Früchte reifen im Reiche der Mitternachtssonne jenseits des Polarkreises in diesen kurzen Wochen, in die alles schöpferische Leben konzentriert ist.

Schweden ist das Land der Sonnenanbeter und der Wanderer. Ungeachtet der hügeligen Landschaft pilgern an jedem Wochenende Hunderttausende von Radfahrern und Wanderlustigen in die Umgebung der Städte. Sie alle streben dem gleichen Ziele zu: der kleinen Hütte irgendwo versteckt im Walde, dem Segelboot am Ufer der zahllosen Seen, den Inseln der Schären, die oft durch lange Brücken an das Festland gefügt wurden. Fast jede schwedische Familie hat ihre „Stuga“ auf dem Lande, sei es nun ein selbstgezimmertes Schrebergartenhäuschen, ein aus rohen Stämmen gehauenes Blockhaus oder eine elegante Villa am Meeresstrand oder im Hochgebirge. Alle Freizeit opfert man für den Bau und die Pflege dieses Wochenendzieles. Dort verlebt man idyllische Stunden abseits der Hetzjagd der Großstadt, genießt die landschaftliche Schönheit. Wer die Schweden kennenlernen will, richtig und in ihrem eigenen natürlichen Milieu, der muß aufs Land fahren. Dort trifft man den Herrn Direktor und den Fabrikarbeiter in gleicher Umgebung, in gleicher



Laune und in gleichem Aufzug. Gekocht wird in diesen primitiv eingerichteten Stugas auf offenem Feuer. Man liest bei Kerzenlicht, kann aber dank der Abgeschiedenheit im silbernen Mondschein nackt baden, Tier- und Vogelleben im Walde ungestört beobachten.

Ganz zu unrecht hält man die Schweden für kühl und reserviert. So scheinen sie dem fremden Besucher in Stockholm. Gewiß ist Stockholm ein Stück Schweden für sich. Eine Metropolis im Werden. Man muß nur die vielen Baugerüste sehen, die aufgerissenen Straßen, um die ständige Erweiterung und Erneuerung zu erkennen. Seit der Jahrhundertwende hat sich Stockholms Bevölkerung verdoppelt, d. h. etwa jeder zweite Stockholmer stammt vom Lande. Ein Bauernmädchel, ein Waldarbeitersohn, ein Dörfner - Einwanderer aus der dünnbesiedelten Landschaft. Natürlich wollen sie das nicht merken lassen, sie wollen Großstädter sein. Darum die vielen Anpassungsprobleme, die einsamen Menschen, ihre Scheu und Reserve, ihre scheinbare Kälte im Verkehr miteinander. Anders aber im Kontakt mit dem Ausländer. In ihm scheint der einsame schwedische Großstädter so etwas wie einen Leidensgenossen zu sehen, auch einen „Zugekehrten“, der sich nicht richtig auskennt und mit dem er also manches gemein hat.

Die meisten Schweden sprechen Deutsch oder Englisch. Wenn es aber der ausländische Besucher doch nicht wagen sollte unvermittelt Kontakt aufzunehmen, dann kann er in das Auskunftsbüro für Touristen

gehen, wo man eine reichhaltige Kartei unter dem Titel „Schweden zu Hause“ führt. Hier bittet man um Namen und Anschrift eines an den gleichen hobbies interessierten Stockholmers. Ob Schmetterlingssammler oder Bogenschütze, ob Literatur- oder Musikliebhaber, jeder wird in dieser Kartei der „offenen Türen und offenen Herzen“ sein Pendant finden. Sicher werden Sie dann schnell ein schönes schwedisches Heim kennenlernen, und wer weiß, vielleicht verstehen Sie sich so gut mit ihren Gastgeber, daß man Sie am Wochenende mit in die Stuga nimmt. Und gleich werden Sie merken, daß die herbe Haltung eben nur ein rein äußerliches Kennzeichen des schwedischen Charakters ist.

An die schwedische Küche wird man sich erst gewöhnen müssen. Das Brot schmeckt süß, der saure Hering ist gezuckert, Blutwurst gibt es mit Kompott und heiße Würstchen kann man an jeder Straßenecke kaufen, aber man muß sich energisch gegen den zuckersüßen Senf wehren, der dazu gereicht wird. Statt Suppen bekommt man Vorspeisen, Fleisch und Fisch sind meist einfach und ungewürzt zubereitet, und als Delikatesse serviert man stark gesalzene, geräucherten Lachs, herb und eigenartig schmeckende, orangefarbene Zwergmaulbeeren mit Schlagsahne, eine Spezialität aus Nordschweden, und natürlich geräucherten Rentierschinken und gesulzten Aal. An jedem Donnerstag steht die traditionelle Erbsensuppe mit Speck auf dem Tisch, am Sonntag meist die unvermeidlichen Fleischklöße mit Preiselbeeren. Man





Magnesiumklicsee, 48er Raster, nicht nachgeätzt

Fotos : Svenska Turisttrafikförbundet

Bild 1: Der Sonnengott, ein Werk des schwedischen Bildhauers Carl Milles

Bild 2: Sonnenbaden während der Mittagspause auf den Stufen des Königlich Dramatischen Theaters

Bild 3: Ein fröhliches Tänzchen unter der Mitternachtssonne

darf sich nicht abschrecken lassen, manches schmeckt ganz köstlich.

Der Sonnenhunger der Schweden gibt auch der Mode das Gepräge. Die hübschen Schwedenmädel kleiden sich in tief ausgeschnittene dünne Fähnchen, auch wenn die Abendwinde recht kühl sind. Neuerdings dürfen Herren ohne Krawatte in zweitklassige Restaurants gehen, obwohl man sich noch nicht dazu durchgerungen hat, auch die erstklassigen Gaststätten vom gesetzlichen Schlipszwang zu befreien. Daß es in Stockholm und in Schweden überhaupt keine Nachtclubs gibt, ist längst weltbekannt. Man scheut sich in geschlossenen Lokalen zu sitzen, man fühlt sich im Freien wohler. So hat jedes Städtchen seinen „Volkspark“ mit einer Freilichtbühne, auf der die vielen von der Reichstheatergesellschaft im Thespiskarren ins Land gesandten Ensembles mit Schauspielen und Opern gastieren. Dort gibt es auch einen Tanzboden unter rauschenden Birken, und es ist ein

herrliches Erlebnis, die sonnverbrannten jungen Leute sich hier austoben zu sehen. Man kauft ein Tanzbillet für 30 Öre und sucht sich im Gedränge eine Partnerin, die man dann nach zwei Runden an den Platz zurückführt, wo man sie aufgegabelt hat. Es sei denn...

Mit den schwedischen Blondinen stimmt es freilich nicht so ganz, denn sieben von zehn sind — brunett. Im Norden wie im Süden. Sie sprechen alle die gleiche Sprache, aber mit so verschiedenem Akzent, daß sich Nord und Süd oft kaum verstehen. Aber wie gesagt, Deutsch und Englisch lernen sie alle schon in der Volksschule, und darum hat es der Ausländer oft leichter als der Einheimische. Man darf aber nicht erwarten, in Gesprächen in die Geheimnisse des Wohlfahrtsstaates eingeführt zu werden. Den merkt man wohl am hohen Lebensstandard, aber man spricht nicht davon. Zumindest im Sommer nicht.

Ernst M. Salzer

Morgen, morgen - keine Zeit!



Zeichnungen: Schulze-Froitzheim

Wohl einige Dutzend Male am Tage sehe ich einen großen schlanken Mann durch die Korridore und zwei, drei Stufen auf einmal nehmend über die Treppen stürmen, als gelte es Medaillenreife für Melbourne zu dokumentieren. Sein „Morjen, Morjen“ weist ihn untrüglich als Berliner aus. Damit ist auch die Frage nach dem Warum seines Tempos geklärt. Es ist Berliner Tempo. Schön, es hier in Kiel wiederzufinden. Er hat nie Zeit, auch für mich nicht, der ihn ein wenig ausfragen will. Aber wir Journalisten sind zäh, wir wissen „unseren Mann zu stellen“. Bevor er überhaupt begreifen kann, sitze ich vor ihm, und sein „Muß das sein“ deutet nur noch einen kleinen Rest von Gegenwehr an. Dann erzählt er, etwas nervös und innerlich vielleicht schon mit ganz anderen Problemen beschäftigt. Auch dabei bleibt er seinem gewohnten Tempo treu. Namen und Daten rauschen an meinen Ohren vorüber, ich muß ganze Arbeit leisten, um mitzukommen. Berliner Tempo, denke ich wieder bei mir. Na, und wenn schon. Bin selber Berliner. Wäre gelacht, wenn wir „det Kind nicht schaukelten“.

So darf ich vorstellen: Diplomingenieur Heinz Taudt. Der Name ist Ihnen bekannt von seinen Beiträgen im „Klischograph“. Sie zeigen den Techniker Taudt, was ist: mit dem Menschen?

Sie kennen den alten Schlager von Paul Lincke: „Es war in Schöneberg im Monat Mai“. Ja, so wills der Zufall, in Schöneberg stieß Taudt seine ersten Schreie in die böse Welt hinaus. Dort ist er auch zur Schule gegangen, und schon damals schälte sich seine Liebe

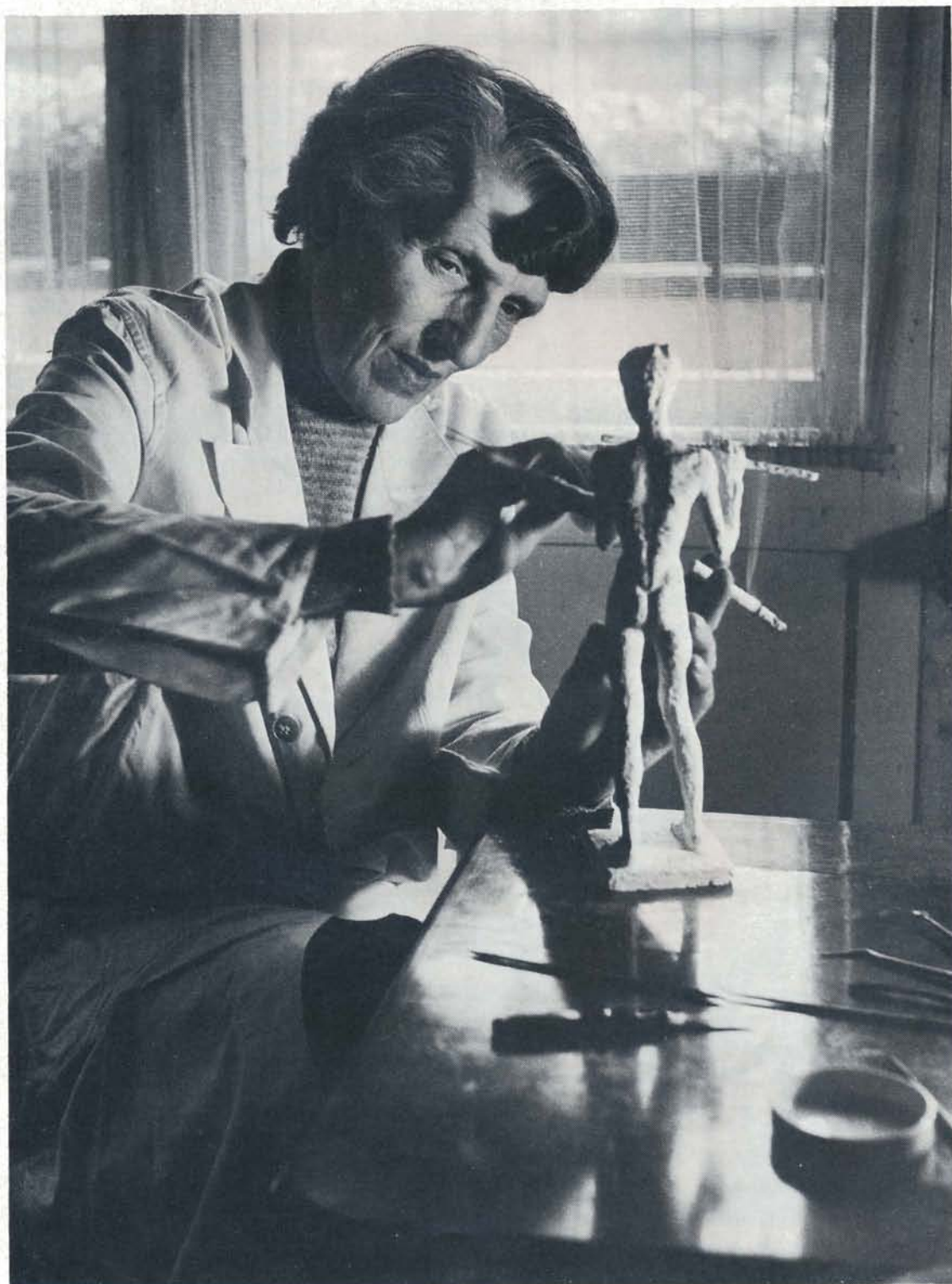
zur Technik heraus. Seine Mutter soll nicht immer fröhlichen Sinnes gewesen sein, wenn stets Löcher in den Tischtüchern gebrannt waren oder der heiße LötKolben auf dem Mahagonitisch der guten Stube lag. Studiert an der TH Berlin und 1941 diplomiert bei Prof. Geiger mit einer Arbeit über den Photomultiplier. Später Röhrenfertigung und Fernsehen bei Telefunken. Der Krieg verschlug ihn nach Kiel, und hier ist er dann hängengeblieben. 1948 Eintritt bei Hell, als einer von zwanzig. Zunächst Arbeiten an Morse- und Sendegegeräten für die Hellschreibtechnik und am Hellblattschreiber, später maßgeblich beteiligt an der Entwicklung des Klischographen, dem Gerät, das in der graphischen Welt ein Begriff wurde. Sein heutiges Arbeitsgebiet ist umfassend: Leiter der Entwicklungsgruppen Graphische- und Nachrichtengeräte, in Personalunion Leiter der technischen Stelle und Vertreter von Dr. Hell in technischen Angelegenheiten. Auf gut Berlinerisch also „Er hat een bisken ville um die Ohren“. Er fühlt sich wohl dabei, weil sein Beruf sein hobby ist.

Aber noch jemand ist da, den man immer „unterwegs“ trifft, jeden fragend: „Haben Sie nicht meinen Chef gesehen?“ Hanna Weiß heißt sie, und auch ihr gelingt es nicht, „Ihn“ seßhaft zu machen. Sie nimmt das mit der Ruhe einer echten Holsteinerin. Vielleicht hätte sie manchmal Grund aus der Haut zu fahren, aber sie bleibt ruhig und hilfsbereit. Fürwahr, ein Glücksfall von Sekretärin für einen solch unruhigen Geist.



Renée Sintenis. Die Künstlerin bei der Arbeit (Foto: Eschen)

Aluminium-Klischee, 40er Raster, nicht nachgeätzt





Magnesiumklicsee, 48er Raster, nicht nachgeätzt

Der Mohrenbrunnen von Schaffhausen (Foto: Eschen)

Nolarklischees - richtig gewaschen

Prüfen Sie das angefertigte Klischee mit der Lupe. Ist der Punkt in den Lichtern wirklich richtig, der Schwarzwert oder Schattenspunkt nicht zu groß? Gut, dann muß jetzt eine kurze Reinigung dem Klischee gewissermaßen den letzten „Schliff“ geben. Jedes Graviermaterial bedarf dabei einer individuellen Nachbe-

genau so auf den Tisch, wie es im Bildrahmen eingespannt war, so schabt man von rechts nach links. Zu diesem Vorreinigen dürfen keine Metalle verwendet werden. Oft benutzte Abfallstücke von Nolar werden stumpf und erschweren den Reinigungsprozess. Wird das Klischee in entgegengesetzter Richtung ge-



Schlecht gereinigt

handlung, ohne die alle vorausgegangene Sorgfalt bei der Anfertigung des Klischees schließlich doch vergebens gewesen wäre. Sehen Sie zum Beispiel nachstehend ein schlecht gereinigtes Nolarklischee (linkes Bild) im Vergleich zu einem sorgfältig gewaschenen (rechtes Bild).

Die besten Methoden zur Nachbehandlung von Nolarklischees sind in den folgenden Richtlinien zusammengestellt.

Bedingt durch den Graviervorgang und die Materialeigenschaften haften den Nolarklischees besonders in den Mitteltönen Späne an. Diese werden von der Absaugvorrichtung des Klischographen deshalb nicht aufgenommen, weil sie noch eine feste Verbindung mit dem Klischee haben. Zur Entfernung der größten Späne wird das Klischee zunächst mit einem Abfallstück Nolar in der gleichen Richtung geschabt, wie es vom Stichel graviert wurde. Legt man also das Klischee



Sorgfältig gereinigt

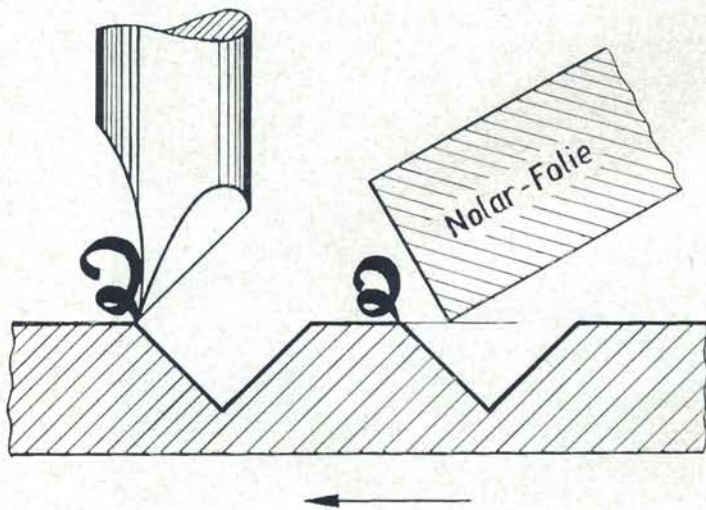
schabt, so drückt man die ihm noch anhaftenden Späne wieder in die Täler hinein, ohne daß sie dabei abgelöst werden. Nach dem Schaben wird das Klischee ausgebürstet und zur restlosen Spanbeseitigung gewaschen. Zum Waschen werden Xylol oder Toluol verwendet. Diese Lösungsmittel haben gegenüber den ebenfalls verschiedentlich angewendeten Mitteln wie Trichloräthylen oder Benzol den Vorzug der weitaus geringeren gesundheitsschädlichen Wirkung.

Empfohlen wird, das Klischee auf einige Bögen Zeitungspapier zu legen, einen Wattebausch mit dem Lösungsmittel zu tränken und damit das Klischee zunächst in Schnittrichtung, später in kreisender Bewegung zu bearbeiten. Dabei ist es sehr wichtig, die Tonwerte von den Schatten bis zu den helleren Grautönen mit angemessenem Druck, die Lichter jedoch nur zart abzureiben. Bei zu kräftigem Druck unter gleichzeitiger Anwendung des Lösungsmittels würden die Lichter zu

stark verrundet. Eine intensive Bearbeitung der lichten Partien ist darüber hinaus auch überflüssig, da hier nur eine sehr geringe Spanbildung auftritt. Man erkennt an dem Glanz der noch feuchten Klischeeoberfläche, ob die Späne beseitigt sind. Es empfiehlt sich, zum Schluß noch einmal mit einem reichlich mit Lösungsmittel getränkten Wattebausch Restspäne aus dem Klischee herauszuspülen. Abschließend wird das Klischee getrocknet und nochmals gebürstet.

Eine andere Waschmethode sieht die Verwendung einer Entwicklerschale vor, in die eine stärkere Glasplatte hereingelegt wird. Die Schale wird so weit mit dem Lösungsmittel gefüllt, bis das eingelegte Nolar-klischee schwach bedeckt ist. Im übrigen geht das Waschen wie oben beschrieben vor sich. Hierbei sollte jedoch besonders auf eine nicht zu lange Waschdauer und auf die schonende Behandlung der lichten Partien geachtet werden, die stets zuerst zu reinigen sind. Nach dem Trocknen überzeugt man sich mit der Lupe von dem spanfreien Zustand des Klischees.

Soll ein Klischee eine Rückengravur erhalten, so ist es zweckmäßig, das Rasterklischee zunächst nur durch Schaben vorzureinigen, dann die Rückengravur herzustellen und erst jetzt zu waschen. Auch die Rückengravur bedarf einer Reinigung. Das einfachste ist, das Klischee auf einige Bögen Zeitungspapier zu legen und die rückengravierte Seite mit feiner Stahlwolle abzureiben.



Schneidrichtung = Schaberichtung

Auf einige Ursachen für das Auftreten übermäßig starker Spanbildung oder schwer zu entfernender Späne sei noch hingewiesen.

Ungewöhnliche starke Spanbildung kann durch überhöhte Einstellung der Rasteramplitude (Vibration) hervorgerufen werden (die falsche Einstellung erkennt man daran, daß im 50%igen Tonwert nicht das richtige schachbrettartige Muster, sondern eine leichte Linienbildung quer zur Schnittrichtung entsteht). Andere Gründe können ein beschädigter oder durch zu lange Benutzung stumpf gewordener Stichel sein. Auch ein schief eingesetzter Stichel löst eine Spanbildung aus, die nur durch langes und intensives Waschen entfernt werden kann.

Strickklischees

Die mit dem Strickklischographen hergestellten Klischees werden auf einer ebenen Unterlage grob vorgeeignet. Dazu benutzt man am besten eine harte, mit Perlonborsten versehene Handbürste.

Mit dieser Bürste kann das Strickklischee in jeder beliebigen Richtung bearbeitet werden, ohne daß Beschädigungen oder sonstige Nachteile zu befürchten sind. Eine Erleichterung bei der Spanentfernung verschafft man sich dadurch, indem man das Klischee etwas schräg zur Schnittrichtung bürstet.

Nach dieser groben Vorreinigung wird das Klischee gewaschen. Dabei hält man sich am zweckmäßigsten an die Waschmethode in der Entwicklerschale. Als Lösungsmittel empfiehlt sich Xylol, da es die Borsten der Handbürste nicht angreift. Bei Verwendung anderer Lösungsmittel muß nämlich mit der Auflösung der Perlonborsten oder gar des eventuell vorhandenen Kunststoffgriffes gerechnet werden. Bei diesem Waschprozeß ist zu berücksichtigen, daß Xylol das Klischeematerial etwas anlöst und bei zu langem und intensivem Waschen die Gefahr des Verlustes feiner Konturen besteht. Freistehende Linien sollten deshalb besonders schonend behandelt werden.

Nach dem Waschen wird das Klischee mit der Lupe auf fehlerhafte Stellen untersucht, die entweder durch Unsauberkeiten in der Vorlage entstanden sein können oder ihren Grund in einer unzureichenden Reinigung haben. Diese Mängel sind durch eine kleine Nachbehandlung mit den dem Gerät beigegebenen Stechwerkzeugen oder mit Hilfe der allgemein üblichen Schneid- oder Radierfedern leicht zu beseitigen.

Anormal starke Spanbildung im Strickklischee wird entweder durch einen stumpfen Stichel, durch falsche Wahl der Weiß-2-Einstellung, die unbedingt nach der dunkelsten Stelle des weißen Untergrundes der Vorlage vorgenommen werden muß, oder durch Unsauberkeit der Vorlage selber bewirkt.



Aluminiumklischee, 40er Raster, nicht nachgeätzt

An der Schleifmaschine (Foto: Eschen)

Der Weg zum richtigen Papiernegativ

In Heft 2 des „Klischograph“ wurde unter dem Titel „Vergrößern - Verkleinern leichtgemacht“ bereits eingehend über die Herstellung des Klischees über ein Papiernegativ mit Hilfe der Negativschaltung des Klischographen gesprochen. Die wesentlichen Vorteile und Anwendungsgebiete, die dieses an sich einfache Verfahren bietet, können somit als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden.

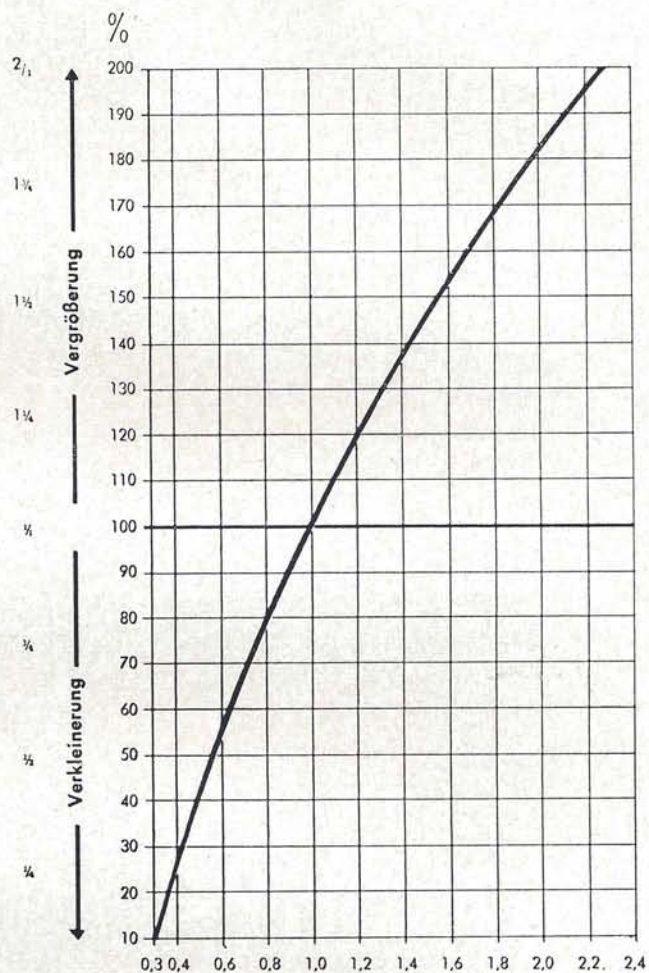
In diesem Beitrag soll nun ausschließlich von der fotografischen Arbeitsweise die Rede sein, die zu einwandfreien Zwischennegativen führt.

Da das Papiernegativ seitenverkehrt wird, ist es erforderlich, die Aufnahme über eine Reproduktionskamera mit Spiegeleinrichtung zu machen. Besonderes Augenmerk ist dabei auf die Erhaltung der Tonwertabstufungen, vor allem in den Lichtern und Schatten, zu richten. Nur ein extrem weiches Bromsilberpapier — z. B. Agfa Brovira extra weich —, das zudem noch in sehr weich arbeitendem Entwickler entwickelt wird, führt zu einwandfreien Resultaten.

Die Belichtungszeit muß so bemessen sein, daß das Bild gut ausentwickelt werden kann, d. h. es darf weder ein zu frühes Unterbrechen noch ein zu langes Ausdehnen des Entwicklungsprozesses stattfinden. Die Lichter (gedeckte Stellen im Papiernegativ) sollen keineswegs tief durchgeschwärzt werden, damit die Zeichnung erhalten bleibt. Dadurch macht das Papiernegativ zwar einen äußerst flauen Eindruck, was jedoch dank der Arbeitsweise des Klischographen unwichtig ist, weil das Gerät die Tonwerte durch die vor jeder Gravur vorgenommene Schwarz-Weiß-Einstellung wieder auf den vollen Umfang dehnt. Um prüfen zu können, ob sämtliche Tonwertabstufungen in den Lichtern und in den Schatten bestehen geblieben sind, ist zu empfehlen, einen gut abgestuften Graukeil mit zu reproduzieren (erhältlich bei uns oder bei Firmen für fotografisches Reproduktionsmaterial). Die Belichtung war richtig, wenn die Graukeilstufen an beiden Enden der Skala gleichmäßig erkennbar bleiben. Überbelichtung würde zum Verlust einiger Stufen in den Lichtern (schwarzes Ende des Graukeils), Unterbelichtung zum Verlust in den Schatten führen.

Die Belichtungszeit ermittelt man durch die Aufnahme von Probestreifen im Maßstab 1:1. Den so gewonnenen Richtwert kann man solange beibehalten, wie an der Beleuchtungseinrichtung und an der Blende nichts geändert wird. Für Maßstabsänderungen gilt, daß sich die Belichtungszeit ungefähr proportional zum Maßstab ändert, daß man also bei einer Vergrößerung 1:1,5 rund die 1,5fache Belichtungszeit anwenden muß. Genauer arbeitet man nach dem in Abbildung 1 dargestellten Diagramm der relativen Belichtungszeiten.

Relative Belichtungszeiten



Beispiel: Bei Einstellung 1:1 sei mit einer bestimmten Blende die richtige Belichtungszeit 60 Sekunden. Wieviel Sekunden ist zu belichten, wenn die Vorlage auf 80% verkleinert werden soll? Man geht von der linken Senkrechten bei 80% nach rechts zur Kurve, von da aus zur unteren Waagerechten und erreicht den Wert 0,8. Die neue Belichtungszeit beträgt also $60 \times 0,8 = 48$ Sekunden.

Da von vornherein geringe Abweichungen beim Papier, beim Entwickler und bei der Lampenhelligkeit mit einkalkuliert werden müssen, ist es ratsam, eine Aufnahme dreimal zu machen, und zwar mit dem 0,7-, 1,0- und 1,5fachen Wert der nach den bereits erwähnten Gesichtspunkten angenommenen Belichtungszeit. Aufmerksamkeit ist der sorgfältigen Entwicklung zu schenken. Wir sagten schon, daß es dabei auf eine weich geführte Entwicklung ankommt. Man verwende daher eine weich arbeitende Entwicklertype in starker Verdünnung (Varitol N von Agfa oder Perutz-Repro-Halbtonentwickler). Die von der Lieferfirma für einen bestimmten Verdünnungsgrad angegebene Entwicklungszeit sollte man unbedingt einhalten. Bei Verdünnung der genannten Entwickler im Verhältnis 1:8 und bei Beachtung der vorgeschriebenen Entwicklungszeit von 5 Minuten in einer Tempe-

ratur von 20° Celsius sind immer gleichbleibend gute Ergebnisse gewährleistet. Allerdings soll der Entwickler nicht bis zur Erschöpfung aufgebraucht, sondern stets nach einigen Stunden erneuert werden. Viele werden dies vielleicht als Verschwendung ansehen, rechnet man sich jedoch den Preis der verdünnten Lösung aus, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß dieser wesentlich niedriger liegt, als die durch die unsichere Arbeitsweise hervorgerufenen Zeit- und Materialverlustkosten. In einem Liter verdünnten Varitol N lassen sich sechs Aufnahmen 13 x 18 einwandfrei entwickeln. Entwicklung nach Zeit, nicht nach Sicht, weil die Beurteilung der Tonwerte in der Dunkelkammer zu schwierig ist.

Nach dem Fixieren und Wässern wird das Negativ an der Luft oder auf einer Hochglanzpresse getrocknet. Sie soll nicht zu heiß sein, um ein „Hartwerden“ der Bilder, wodurch Tonwertverschiebungen eintreten

können, zu verhindern. Papiersorten, die sich nicht oder doch nur bedingt zur Heißtrocknung eignen, müssen erst in einem Härtebad vorgebadet werden. Bilder nicht auf Hochglanz trocknen, damit der Glanzeffekt, der durch Berührung der hochglänzenden Oberfläche mit der Glasplatte des Bildrahmens entstehen kann, vermieden wird. Gegen glänzende Papiersorten ist dann nichts einzuwenden, wenn sie matt getrocknet, d. h. in der Trockentrommel mit der Schicht zur Leinwand gelegt werden.

Von den drei Papiernegativen suchen wir uns dasjenige heraus, welches die gleichmäßigste Auflösung an beiden Enden der Tonwertskala zeigt. Für den Kontrast der Papiernegative gilt als Richtlinie, daß die Schwärzung der Lichter etwa bei 1,0 bis 1,2, und die der Schatten etwa bei 0,1 bis 0,2 liegt. Fehlt ein Schwärzungsmesser, kann zur Beurteilung ein geicher Graukeil genommen werden.



Abbildung 1

Zusammen mit der Originalvorlage (Abb. 1) wird ein Graukeil reproduziert, um so an dem entstandenen Papiernegativ (Abb. 2) beurteilen zu können, ob die Abstufungen sowohl in den Lichtern als auch in den Schatten erhalten geblieben sind. Das gute Papiernegativ weist eine geringe Deckung auf, damit die Zeichnung in den Lichtern nicht verlorengelht. Der Dichteumfang beträgt etwa 0,1 bis 1,2. Dies ist nur mit extrem weichem Papier und mit weicher Entwicklung zu erreichen. Wenn auch dieses Papiernegativ flau aussieht, so wird das Klischee trotzdem den gesamten Kontrastumfang des Originals gut aufweisen. Man erhält einen Druck (Abb 3), der dem Original an Qualität kaum nachsteht.



Abbildung 2



Abbildung 3

Wie gehabt: Regenwetter (Foto: Eschen)

Magnesiumklischee, 48er Raster, nicht nachgeätzt





Magnesium-Klischee, 48er Raster, schwarz nicht angeschnitten. Zeichnung: Bogemühl

Fernamt - Hier kommt Bonn - Bitte Ihre Nummer -
Bitte melden - Hier Redaktion Bonn - Bitte die Aufnahme - Bitte schreiben Sie - In einer der bedeutendsten Debatten des Deutschen Bundestages sagte . . .
- - Hallo - Bitte die Provinz-Redaktion - Hier spricht Flensburg - Können wir beginnen? --

Die Telefongespräche reißen nicht ab. Unaufhörlich hämmert der Fernschreiber, pausenlos flattern Manuskripte der Agenturen aus allen Teilen der Welt auf die Redaktions-Schreibtische. Abgehetzte Reporter kommen und gehen, Bildberichter bringen Fotos von den jüngsten Ereignissen.

Pünktlich und präzise wie ein Uhrwerk läuft im Verlagshaus der „Kieler Nachrichten“ an der Fleethörn der Betrieb. In den frühen Abendstunden haben die Redakteure aus der Fülle des Materials das Neueste, Beste und Interessanteste herausgesucht. Bis in die Nacht hinein sind alle Mitarbeiter damit beschäftigt, Schleswig-Holsteins größte Zeitung zu gestalten, damit frühmorgens das wichtigste Geschehen der vergangenen 24 Stunden druckfrisch dem Leser auf den Frühstückstisch gelegt werden kann. Kiel ist mit seinen 260 000 Einwohnern die lebendigste Großstadt des Landes, und über das, was in der Fördestadt oder in der weiten Welt auf politischem, kulturellem, lokalem und sportlichem Gebiet geschieht, berichten die „KN“ täglich in Wort und Bild aktuell und genau. 100 000 Exemplare umfaßt ihre Auflage, die in ihrer Entwicklung stabil geblieben ist. Allein in einem Jahr wurden rund 8 000 Rollen Zeitungspapier verdruckt, die aufeinander gestapelt die 50fache Höhe des 107 m hohen Kieler Rathauses ergeben würden.

Nur eine Devise gibt es im Hause: immer noch schneller werden. Danach handelte damals auch die KN-Verlagsleitung. Sie gehörte zu den ersten Zeitungsverlagen im Bundesgebiet, die den HELL-Klischographen erwarben. Erst wurde der neue Apparat, der

eine revolutionierende Neuerung brachte, von den Mitarbeitern kritisch von allen Seiten, von innen und außen betrachtet. Einige Stunden später waren alle restlos begeistert: in Kiel wurde an diesem Freitag im September 1953 einer der größten Bunker gesprengt. Den denkwürdigen Augenblick, in dem unter einer riesigen Staubwolke der schwere Betonklotz zusammenfiel, hielt der Fotograf im Bilde fest. Eine Stunde später lag das Foto auf dem Redaktionstisch und nur 15 Minuten danach hatte schon der Klischograph das piksauber geschnittene Klischee angefertigt. Der Apparat hatte sein Meisterstück geliefert.

Früher hatten die „KN“, die die Fotos erst in eine Klischeeanstalt geben mußten, vom späten Nachmittag bis zum nächsten Morgen nicht mehr aktuell sein können. Mit dem Klischographen sind sie nicht nur von der Klischeeanstalt völlig unabhängig geworden: eine Stunde vor Druckbeginn können sie nun noch das neueste Foto klischieren. Das kommt vor allem dem Sportressort zugute, das noch die letzten packenden Kampfbilder vom Sonntag in seiner Montagsausgabe veröffentlichen kann. Bis dahin hatten Bilder von Abendveranstaltungen erst am übernächsten Tage erscheinen können. Seine überaus große Zuverlässigkeit hat der Klischograph nun schon in drei Jahren, in denen er über 12 000 Klischees anfertigte, bewiesen. Und das ist das Erstaunlichste: in diesen letzten drei Jahren ist der komplizierte Apparat nicht ein einziges Mal ausgefallen.

Wie sehr sich der Klischograph in Schleswig-Holsteins größter Tageszeitung bewährt hat, mag auch die Tatsache zeigen, daß sich die Verlagsleitung vor wenigen Monaten entschloß, auch den Strich-Klischographen anzuschaffen, der den „KN“ nun auch die Möglichkeit bietet, Artikel mit klischierten Zeichnungen und klischierten gezeichneten Überschriften in kürzester Zeit zu versehen.

Rudolf Weiß



Im Wandel der Zeiten

Wer über das Berliner Philharmonische Orchester schreibt, der schreibt über ein Stück deutscher und europäischer Musikkultur. Noch ist bis heute diese Geschichte nicht endgültig geschrieben worden, um so lohnender und dankenswerter deshalb, den verschlungenen und zuweilen grotesk anmutenden Entwicklungsgang nachzuerleben. Erhebt sich natürlich die durchaus berechtigte Frage: Warum gerade jetzt?

Die Antwort: 75 Jahre Berliner Philharmonisches Orchester. Nicht heute, aber bald. Weiter wird man ebenso mit Recht den Einwand erheben können, 75 Jahre seien ein noch recht junges Alter für ein Orchester, wenn man zum Beispiel an die Wiener Philharmoniker oder an das Leipziger Gewandhausorchester denke. Gewiß. Aber mit diesen 75 Jahren verbindet sich der Begriff einer Qualität, den wenige Klangkörper erreichen, und ein Ansehen überall in der Welt, wie es Orchestern nur selten beschieden ist. Grund genug also, diesem „ersten“ Orchester, das zugleich auf seinen Reisen der beste Botschafter Deutschlands ist, ein paar Zeilen zu widmen.

„In dreißig von mir abonnierten Konzerten lernte ich circa je sechs Sinfonien von Haydn, Mozart und Beethoven nebst einigen Ouverturen kennen. Dabei belehrten mich meine ehrwürdigen Nachbarn im Concertsaale wiederholt, daß es weiter keine classische Musik gäbe und alle andere formlos und unverständlich sei; daß Bach unrein schriebe, Beethovens letzte Werke nicht genießbar, Schumann, Wagner, Liszt und alle noch lebenden Componisten aber keinen Schuß Pulver wert seien.“ Dies herbe Kritik Hans von Bülow's kennzeichnet wohl treffend genug die traurige Situation des Berliner Musiklebens der 70er Jahre und die Sterilität der Programme. Unter den damaligen Kapellen war die des Liegnitzer Königlichen Musikdirektors Benjamin Bilsle die bei weitem leistungsfähigste. Im Volksmund „musikalischer Feldwebel“ genannt, war dies nicht nur ein Beispiel für den Berliner Mutterwitz, sondern auch gleichzeitig ein Werturteil. Denn er taktierte wahrlich wie ein „Musikfeldwebel“ — mit dem Gesicht zum Publikum übrigens, was damals in Mode war — und kam dabei über eine handwerkliche Wiedergabe kaum hinaus.

1882 kommt es dann zu zwei Ereignissen, die schicksalhaft für das spätere Orchester werden sollen. Zum ersten konzertiert die Meininger Kapelle unter Hans von Bülow, der Brahms als Solisten für sein Klavierkonzert mitbringt. Dieser Abend stellt alles bisher Dagewesene in den Schatten. Zum anderen bricht bei Bilsle, nachdem man 14 Jahre fest zusammengestanden hat, eine Palastrevolution aus, weil man sich nicht über die Höhe der zu zahlenden Honorare einigen kann. Die Kapelle fällt auseinander. 54 Musiker gehen ihre eigenen Wege, verpflichten sich durch einen notariellen Akt zum Zusammenhalten und geben sich eine Verfassung. Zunächst nennt man sich noch „Das frühere Bilslesche Orchester“, nimmt aber bereits ein paar Monate später den Namen „Berliner Philharmonisches Orchester“ an.

Die Gründung ist vollzogen, fehlt noch das eigene Haus. Auch das ist bald gefunden. In der Bernburgerstraße steht eine Halle, die sich rühmt, die größte Europas zu sein. Sie nennt sich „Central Skating Rink“, weil das „vornehme Berlin“ hier dem von Paris importierten *dernier cri*, dem Rollschuhlaufen, huldigt. Akustisch erfüllt diese Halle alle Voraussetzungen, man baut sie aus und gibt ihr den Namen „Berliner Philharmonie“. Aber wo rohe Kräfte sinnlos walten, konnte auch die Philharmonie keinen Bestand haben. Schon bei einem der ersten Fliegerangriffe wurde sie bis auf die Grundmauern zerstört. Wieder war man ohne Dach über dem Kopf. Als man sich nach dem Kriege langsam zusammenfand und die ersten schüchternen Versuche machte, das Konzertleben wieder in Gang zu bringen, mußte der Titania-Palast, ein Kino, als Tempel Polyhymnias erhalten. Obwohl wegen seiner qualvollen Enge eine Zumutung für das zahlende Publikum, war man froh, das Orchester spielen zu hören. Halfen doch die dargebotenen Werke manche schwere Stunden vergessen und manches Leid überbrücken. Das Unwürdige dieses Zustandes ließ die Intendanz nicht ruhen, wenn schon nicht sofort ein eigenes Haus, so doch eine Unterkunft zu haben, die dem Rang und der Repräsentation dieses Orchesters entsprachen. So kam es dann zu dem Neubau der „Hochschule für Musik“ in der Hardenbergstraße, die, noch bevor überhaupt eine Note darin gespielt wurde, von den Berlinern respektlos witzig „Musikscheune“ und „Zwölfongarage“ getauft wurde.

Viel Tinte ist seinerzeit aus berufenen Federn über die akustischen Verhältnisse dieses Hauses verschrieben worden. Schleierhaft wird immer bleiben, wieso einige Experten zu einer guten Beurteilung kommen konnten, obwohl sich doch die Führung des Orchesters und mit ihr die große Musikgemeinde schon damals einig

VIERPERSONLICHKEITEN- VIERETAPPEN



Hans von Bülow



Artur Nikisch



Wilhelm Furtwängler



Herbert von Karajan

(Zeichnungen: Bogemühl. Hergestellt mit dem Strichklischographen)



(Fotos: Kessler)

Zinkklischee, 48er Raster, 35 Sek. nachgeätzt

Das Berliner Philharmonische Orchester unter seinem Chefdirigenten Herbert von Karajan

waren und es heute noch sind, daß die Akustik dieses Saales mangelhaft ist. Dieser Tatbestand bleibt bestehen, auch die sicher gut gemeinten Einbauten werden daran nichts ändern. Es wäre deshalb zu wünschen, wenn man diesem zweifellos schwierigen Problem im neuen Haus mehr Sorgfalt angedeihen ließe und sich die Gelehrten diesmal von vornherein einig wären.

Und damit ist das Stichwort „Neues Haus“ gefallen. Das jahrelange Tauziehen der einzelnen Stadtbezirke um den Standort der zukünftigen Philharmonie ist nun doch noch zu Ende gegangen. Nach vielem Hin und Her ist der Platz bewilligt worden, welcher der Intendanz schon vom ersten Tage der Diskussion um den Neubau am Herzen lag: Das Joachimsthaler Gymnasium in der Bundesallee. Die Ausschreibungen an die Architekten sind heraus, und man gibt sich der optimistischen Hoffnung hin, daß der Saal bis 1957 fertig sein könnte.

Nimmt man die 75 Jahre, die dieses Orchester von bescheidenen Anfängen bis zur Weltgeltung führten, etwas genauer unter die Lupe, dann sind es in diesem Zeitraum vier Etappen, die für das Orchester von ausschlaggebender Bedeutung waren. Diese vier Etappen werden von vier Persönlichkeiten geführt, die je nach ihrer Wesensart und ihrem Temperament dieses Orchester zum Klingen brachten. Da ist als erste die Etappe Hans von Bülow, des Mannes also, der durch seine vorangegangenen Gastspiele Musikberlin in Aufruhr versetzt hatte. Was lag also näher, als sich diesen prominenten Orchestererzieher ans Pult zu holen. Vom 21. Oktober 1887 ab gibt dieser Künstler den Philharmonischen Konzerten das Gepräge. Sechs Jahre sollte sein Wirken dauern. 1893 dirigiert Bülow sein letztes Konzert, sein Abschied gipfelt in der Eroica von Beethoven. Es geht um einen würdigen Nachfolger. Keine leichte Aufgabe das, denn fast zwei Jahre vergehen, bis er in Artur Nikisch gefunden ist. Als er am 14. Oktober 1895 zum erstenmal den Dirigentenstab vor den Philharmonikern hebt, beginnt die zweite Etappe. Sie ist von ganz anderer Art, weil Nikisch ein Dirigententyp anderer Art ist. Ihm geht der Klangsinn über alles. Sein Verdienst ist es, daß die Programme nun eine größere Spannweite erhalten. Er nimmt sich der großen deutschen Komponisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Bruckner, Mahler, Strauß, Pfitzner, Reger und der von ihm geförderten Russen Tschairowskij, Glasunoff, Rimsky-Korsakow in besonderem Maße an. 25 Jahre sind vergangen, als Nikisch zum letztenmal ans Pult tritt, um dann den Taktstock aus der Hand zu legen.

Auch weiter bleibt den Philharmonikern bei der Suche nach einem neuen künstlerischen Leiter das Glück treu. Die Wahl fällt auf Wilhelm Furtwängler. Mit ihm, der uns noch gegenwärtig war und dessen Schaffen und Wirken wir unmittelbar miterleben und miterhören durften, gehen wir in die dritte und neuere Etappe. Es war eine anspruchsvolle Erbschaft, die Furtwängler übernahm; aber er wußte sie zu verwalten und darüber hinaus zu erweitern. Er war eine Künstlernatur von eminenter Klarheit und außergewöhnlicher Musikalität. Wie keiner vor ihm verstand er es, die Musik transparent zu machen; seine Werkauffassung und seine Interpretation waren vollgültig, gleich ob auf dem Konzert- oder Opernpodium. 30 Jahre dauert seine Herrschaft über das Orchester, die nur durch zeitbedingte Umstände eine kurze Unterbrechung erleiden. Ein schwerer Schlag für die gesamte Musikwelt, als er am 30. November 1954 die Augen schloß und seine Philharmoniker alleine zurückließ.

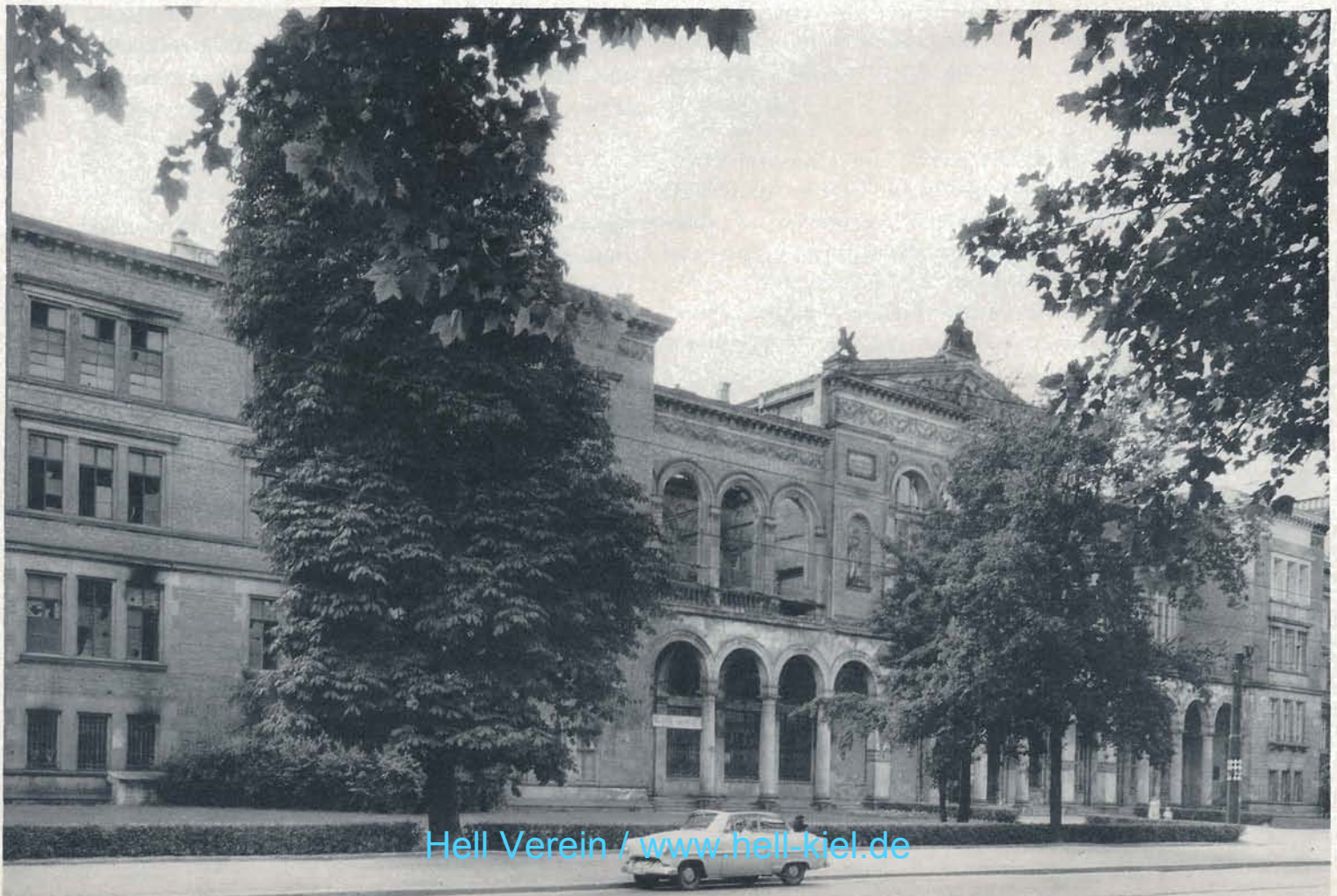
„Le roi est mort, vive le roi“ möchte man sagen, denn in Herbert von Karajan wurde alsbald die Dirigentenpersönlichkeit gefunden, um den Weg Furtwänglers fortzusetzen. Einstimmig wählt ihn das Orchester am 13. Dezember 1954 zu seinem musikalischen Leiter, eine Wahl, die am 5. April 1955, nach der Rückkehr des Orchesters aus den USA, wo es triumphale Erfolge feierte, vom Senat bestätigt wurde. Damit stehen wir in der vierten, gegenwärtigen Etappe, die, wie ich hoffe, lange kein Ende nehmen möge. Es wäre verfrüht, schon jetzt Endgültiges über das Ausmaß der Persönlichkeitswirkung Karajans und seine Ausstrahlung auf das Orchester auszusagen. Fest steht allerdings, daß die Wahl dieses Mannes, der im In- wie im Ausland größtes Ansehen genießt, eine überaus glückliche war. Bleibt nur zu hoffen, daß er durch seine zahlreichen anderweitigen Verpflichtungen nicht den für beide Teile so dringend notwendigen künstlerischen und menschlichen Kontakt verliert. Denn er braucht die Philharmoniker wie die Philharmoniker ihn brauchen.

Die Verdienste dieses Orchesters um die Musikkultur schlechthin in diesem engen Rahmen erschöpfend darzutun, ist nicht möglich. Dies muß dem vorbehalten bleiben, der einmal die Geschichte der Berliner Philharmoniker in Gänze niederlegen wird. Es wäre aber ein Versäumnis, wollte man diesen Jubiläumsbeitrag schließen, ohne auch die Gäste, die am Pult dieses Orchesters gestanden haben, zu erwähnen. Denn beide Teile hatten stets Gutes davon, und mancher Dirigent ist erst an der Größe und dem Glanz dieses Orchesters gewachsen. Genannt seien hier nur Johannes Brahms, Peter Tschaikowskij, Edvard Grieg, Gustav Mahler, Richard Strauß, Bruno Walter, Karl Böhm, Hans Knappertsbusch, Joseph Keilberth, André Cluytens, Ernest Ansermet und last not least Sergiu Celibidache, dieser junge Rumäne, der in einem kurzen Nachkriegsinterregnum in unermüdlicher Arbeit an sich und dem Orchester, die Philharmoniker wieder nach oben führen half. Viel wäre noch zu schreiben, wollte man auch nur in etwa den Leistungen des Orchesters, sei es nun in künstlerischer Hinsicht oder als völkerverbindendes Element, gerecht werden. Rang, Anerkennung und Erfolge sprechen seit 75 Jahren für sich. Möge es so bleiben.

Hans H. Müller

Das Joachimsthalsche Gymnasium, nach dem Umbau der Sitz der neuen Philharmonie. Die Fassade steht unter Denkmalschutz

Magnesiumklischee, 48er Raster, nicht nachgeätzt



Ein modernes Märchen aus der Gasver-Dichtung

Vor vielen Lichtjahren lebte im Lande Physikalium eine schöne Königstochter, Die-Elektrika. Von Jugend an war sie dem Grafen Oszillo zugetan, und in Kürze sollte die Hochzeit sein. Nun hatte der Graf aber einen Widersacher, den Grafen Baro aus dem Geschlecht der Foto-Grafen. Dieser strebte danach, selbst neben Die-Elektrika auf dem Zyκλο-Thron zu sitzen. Eines Tages wurde der Graf Oszillo auf der Jagd am Ausgang des Wellentales im Kom-Paß von Baros Knechten überfallen und auf eine ferne Druckfort-Pflanzung entführt, wo er in einen Anodendunkelraum gesperrt wurde, der zudem kalt war, da er außerhalb des Einheizkreises lag. Zuvor hatten sie seinen treuen Knappen Theo Dolit, der die verdächtigen Lissajousfiguren zuerst gesehen hatte, mit einem Wagnerschen Hammer niedergeschlagen. Theo Dolit war aber nur schwer verwundet. Die Kohns-Tanten pflegten ihn wieder gesund. Alsbald machte er sich auf den Strompfad, um seinen Herrn zu suchen. Mit Hilfe seines großen Transformat-Ohrs erfuhr er bald, was nötig war. Er grub durch den Interwall, der die Pflanzung umgab, einen Strahlengang, dann legte er eine Halbleiter an und war schnell bei seinem Oszillo-Grafen. Es war aber Eile geboten, denn wie er unterwegs hörte, sollte morgen Die-Elektrika den Baro heiraten. Die Resul-Tanten, die voller Hysterese waren, hatten ihr zugeraten, denn sie habe doch schon das astronomische Alter von 20 Lichtjahren. Ihre Kammerzofen, die Elektro-Liese und die Gas-Anneliese, waren allerdings anderer Meinung. Trotzdem wurden Stadt und Schloß festlich geschmückt. Die Luft-Säulen wurden mit Thermo-Kreuzen geschmückt und Blei-Bäume in die Stadttore gestellt; es waren dies das Sta-Tor, das Kondensa-Tor, für den Adel das Genera-Tor und, wo das niedere Volk wohnte, das selten Fleisch aß, das Kohl-Eck-Tor. Vor diesem lag das Weck-Tor, falls jemand am frühen Morgen in die Stadt wollte. Für die Verpflegung sorgte die Fourier-Anneliese, die für das Festmahl alle Quotienten und Differenzi-Aale aus dem Krafftfluß fangen ließ. Für die Unterkunft in Sus-Pensionen sorgte die Anna Logie.

Graf Oszillo und Theo Dolit bereiteten inzwischen die Flucht vor. Auf der Robert-Kochplatte brien sie sich einige Aero-Soleier. Dann zogen sie sich feste Pol-Schuhe an und, als die Temperat-Uhr Mitternacht schlug, sprangen sie mit einem Fundamentalsatz aus dem Fenster. Unten fielen sie glücklicherweise auf weiche Os-Moose. Der Wächter hatte nichts gemerkt,

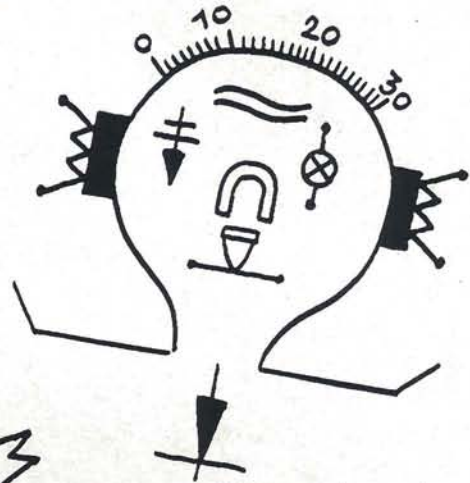
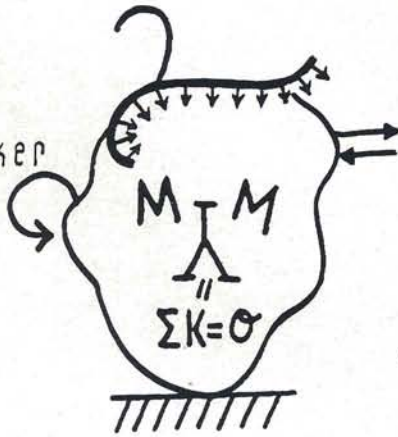
da er gerade einen elliptischen Anfall hatte. Mit der Bohrmaschine von Niels öffneten sie die Schlösser zum Kri-Stall, warfen den Pferden einen Pronyzaum über, öffneten das Bremsgitter und ritten über das Magnefeld davon.

Als die Morgensonne zwischen den Elektronenwolken aufging, die ersten Tur-Bienen summten und die Klaus-Uhr den neuen Tag ankündigte, kamen sie vor der Stadt an. Mit lauten Rufen „Quanten weg!“ warnten sie die Kinder des Wächters am äußeren Tor, die sogenannten äußeren Wecktorwächterprodukte. Schnell waren sie beim Schloß und drangen voller Wis-Mut ein. Graf Baro, der die Nacht lang in der Milli-Bar gezechet hatte, wurde mühelos überwältigt und dem Gleich-Richter übergeben. Dieser ließ ihn mit einem Helm-Holz prügeln, bis er ultraviolett war und dann in die Kerr-Zelle werfen, wo er durch die Venturi-Röhre sehen konnte.

Wie freute sich Die-Elektrika, als sie ihren Oszillo-Grafen wieder bei sich hatte, und sie gab ihm einen brennenden Fo-Kuß. Nun begann eine fröhliche Hochzeit. Erst las der Pegel-Schreiber eine selbstverfaßte Tri-Ode vor. Dem folgte ein feierlicher Reak-Tanz. Hierauf wurde dem treuen Theo Doliten das große karthesische Koordinatenkreuz verliehen (das Fadenkreuz hatte er schon). Die-Elektrika erhielt eine infrarote Siebkette und Oszillo ein Picco-Fahrrad, das mit einem japanischen Königsmotor, dem Asien-Kron-Motor, versehen war. Anschließend tanzte die ballistische Volt-Meta eine Bürette. Endlich begann das Festmahl. Neben dem Geschirr aus feinstem Pro-Ton lagen Stimmgabeln und Gasmesser, da gab es Kosi-Nüsse und geröstete Kondensationskerne, Komponenten und Line-Aale. Für Die-Elektrika wurde der Kaffee durch ein Bandfilter gegossen, während Oszillo auf dem Magne-Thron einen tüchtigen Flaschenzug Zent-Rum nahm, ehe er seine Galton-Pfeife rauchte. Dazu spielte eine Kapelle flotte Loga-Rhythmen. Auf den Straßen feierte das gemeine Volk mit Konkav-Linsen und Quadrat-Wurzeln. Dazu trank man aus Leydener Flaschen Fluor-Essenz. Es dauerte nicht lange, da erfolgten nach dem Brechungsgesetz die ersten Bogenentladungen. Das Fest erreichte den Höhepunkt, als eine Taube vom Inte-Gral kam und dem Paar ein Dia-Gramm Salz brachte. Von da an lebten sie glücklich und zufrieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute in einem stillen Ver-Lustwinkel.

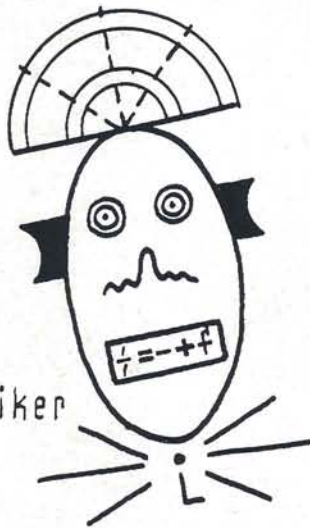
SPEZIALISTEN

Mechaniker

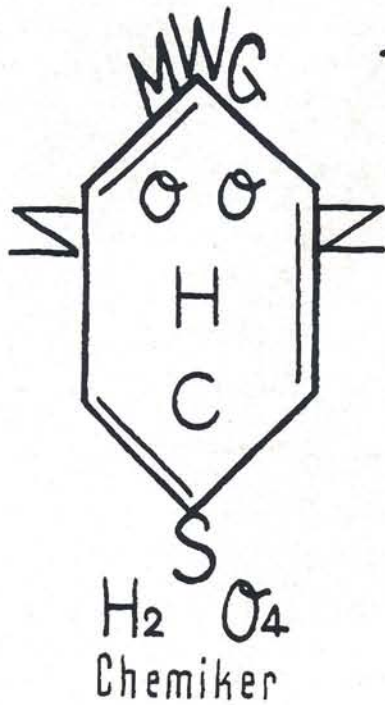


Elektrotechniker

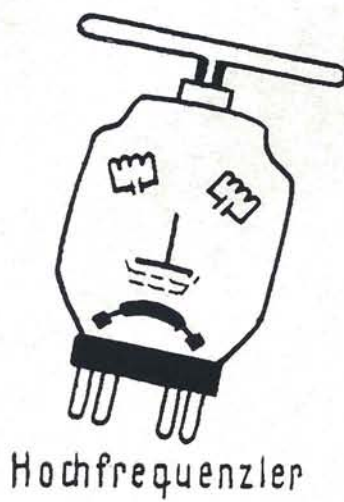
Optiker



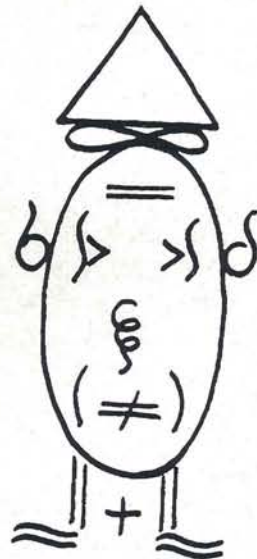
Statistiker



Chemiker



Hochfrequenzler



Mathematiker

ENTWURF: π-COSSO

(Hergestellt mit dem Stricklischographen)

